

**Predigt zum Literaturgottesdienst in der Marktkirche Hannover
am 06.07.2014
Jenny Erpenbecks „Aller Tage Abend“ im Kontext von Mt. 6, 25 – 34**

Liebe Gemeinde,

„manche sind zum Zurückbleiben bestimmt, manche zum Gehen, zum Ankommen die Dritten. So ist das Leben.“ So jedenfalls sieht es die Mutter in Jenny Erpenbecks Familiengeschichte, die vier Generationen und fast das ganze 20. Jahrhundert umspannt. Zurückbleiben, gehen, ankommen. Großmutter, Mutter, Tochter. Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir, heißt diese Lektion, die auch viele von uns kennen. Oft hat sie sich bewahrheitet, oft aber auch nicht. Immer jedoch hat sie die Hoffnung beflügelt, den Lebensmut bestärkt, die Widerstandskräfte verdoppelt.

Wo wären wir heute, wenn unsere Eltern und Großeltern trotz Krieg und Hunger, trotz Flucht und Vertreibung, trotz Krankheit und Unglück nicht die Zuversicht behalten hätten? Irgendwie werden wir es schaffen, haben sie sich zugeredet. Bloß nicht den Blick zurück werfen wie Lots Frau in der Bibel, die auf der Flucht weg von Sodom und Gomorra zur Salzsäule erstarrt war. Durchhalten, weitergehen, kämpfen. Nur dann werden wir überleben. Noch ist nicht aller Tage Abend!

Ja, wir kennen diese Geschichten vom Erzählen, aus eigenem Erleben, aus dem Fernsehen: „Unsere Mütter, unsere Väter.“ Was ist auf unserem Weg bis hierher alles geschehen? Wir leben ja noch, wir haben überlebt! Doch wie mag es weitergehen? Was wird aus uns noch werden?

Bei Jenny Erpenbeck heißt es: „Die Alte hat ihrer Tochter den Weg geschenkt, der diese von ihr weggeschickt hat, der Weg richtet die Tochter zugrunde, dafür aber werden die Enkelinnen das Ziel vielleicht erreichen. Manche sind zum Zurückbleiben bestimmt, manche zum Gehen, zum Ankommen die Dritten. So ist das Leben.“

Doch *wo* könnte dieses Ziel liegen, *wie* könnte es heißen? Und *wer* hat es bestimmt? Wer lenkt die Lebenswege und die schrecklichen, die glücklichen Schicksale? Die noch fromm erzogene Großmutter aus dem jüdisch geprägten Galizien hätte das gerne gewusst. Die Antworten waren ihr schon um 1900 verloren gegangen, bei den Pogromen in Brody, die ihren Mann das Leben gekostet hatten. Danach gab es für sie nur *ein* Ziel: Überleben! Sich mit dem Kind in Sicherheit bringen. Und das los werden, was leicht das Leben kosten konnte: ihr Judentum.

Sie selbst war in ihre mosaische Herkunft eingesperrt, heißt es im Roman. Aber ihre Tochter, die konnte mit einem Christen verheiratet werden. Und deren Tochter, deren Lebensgeschichte wir dann durch das Buch folgen, konnte mit ihren Eltern dem Ghetto ins weltstädtische Wien entkommen und ein anderes Leben beginnen. Das Kind wurde gut katholisch getauft, was in diesem Falle hieß: Die Mutter wurde als Jüdin gar nicht mit ins Taufregister eingetragen, obwohl sie es doch war, die ihr Kind gerettet hatte.

Sie habe das Glück ihrer Tochter an einen Ungläubigen verkauft, empörten sich damals die Nachbarn. Aber sie selbst wusste es längst besser. An Mutters Grab überlegt die Tochter später, „was es eigentlich war, wofür die Mutter ihr Leben lang bezahlt hat.“ Ja, sie hatte ihr den Weg geschenkt, war selbst zurück geblieben, doch wo liegt nun ihr Ziel?

Im Nebel! Wir ahnen nicht einmal unsere Zukunft. Zum Glück! Wir können nur rückwärts schauen auf den Weg, der hinter uns liegt. Auf 13 Jahre oder auf 30 oder wie hier in dieser Lebensgeschichte am Ende auf 90 Lebensjahre. Da ist aus der Tochter die große, die berühmte, die im Pflegeheim beinahe schon wieder vergessene Frau Hoffmann geworden, die einen gnädigen Tod stirbt. Jetzt scheint fast alles gut und das Ziel erreicht.

Am Tag zuvor hatte der Sohn ihr zum 90. Geburtstag gratuliert. Und sie hatte zu ihm gesagt: „Weißt du, ich möchte leben, und ich kann nicht. Wenn ich sterbe, wird nur ein Platz leer, und ein neuer Platz besetzt sein. Ich habe Angst, dass alles verlorenght, dass die Spur verlorenght. Ich weiß nicht mehr, woher und wohin.“

Ein intimes Mutter-Sohn-Gespräch über letzte Dinge. Fragen ohne Antworten, ohne religiöse Bilder, ohne Hoffnungen. Was sie in ihrem Lebensgepäck rudimentär noch mitbekommen hatte, nämlich die jüdische Tradition, das Vertrauen auf den allmächtigen Schöpfer-Gott, dann die christliche Taufe, das Versprechen der Gotteskindschaft und des ewigen Lebens, all das scheint verschüttet oder verloren gegangen zu sein.

Sie, die ja fast schon als Säugling den plötzlichen Kindstod gestorben wäre, später in Wien beinahe einem lebensmüden Verwirrten zum Opfer gefallen wäre und dann in der Sowjetunion durch Stalins Schergen eigentlich hätte exekutiert werden sollen; sie, die später in Ostberlin um Haaresbreite sich auf der häuslichen Treppe zu Tode gestürzt hätte, die also mindestens viermal auf ihrem Lebensweg so gut wie tot war und doch immer wieder überlebt hatte, stirbt hochbetagt in aller Ruhe im Bett.

Manche sind zum Zurückbleiben bestimmt, manche zum Gehen, *sie* aber zum Ankommen - wie es damals ihre Mutter erhofft hatte.

Aber *wo* war sie nun angekommen? „Wir haben uns vorgenommen, wir werden es alles machen,“ hatte Frau Hoffmann zuletzt nachdenklich zu sich selbst gesprochen, „und dann ist es so armselig geworden. Wir haben versucht, alles zu machen, aber wir haben es falsch gemacht.“ Beinahe wären das ihre letzten Worte gewesen. Die letzten Worte einer Frau, die Monarchie und Republik, Stalinismus und DDR erlebt und überlebt hatte und nun im wiedervereinigten Deutschland stirbt. Ja, sie hatte vom besseren Leben, von Menschlichkeit, Gerechtigkeit, von Frieden, vom Sozialismus geträumt und sich dafür auch politisch eingesetzt. Und immer hat sich daraus etwas ganz anderes entwickelt: Folter, Mord, Krieg, Unrecht. Wer da mit dem Leben davon gekommen ist, hat Glück gehabt. Glück - was sonst? Wie zufällig erscheinen alle Weggabelungen, auf die wir treffen und an denen wir das Falsche oder Richtige ahnungslos oder ratlos wählen. Am Ende alles falsch?

Ein Mitarbeiter des Pflegeheims ruft den Sohn an: „Zwischen 4 und 5 sei leider, für ihn sicher sehr schwer, aber für die Mutter vielleicht besser, wir alle in Gottes Hand.“ Mehr hatte er nicht herausgebracht. „Wir alle in Gottes Hand.“ Vielleicht nur aus Verlegenheit so dahin gesagt. Und doch ist damit alles aufgerufen, was wir dem Zufall und dem Tod entgegensetzen können. Statt erklärender Antworten, statt plausibler Gründe ein schlichtes Bekenntnis. Den Zufall können wir nicht durch Mathematik so lange aus unserem Leben heraus rechnen, bis nur noch Fügungen übrig bleiben. Wir können aber unseren Blick lenken, wir können unsere Brille wechseln, gegen das Unverständene und Unverständliche die Glaubenshoffnung setzen und nachsprechen: Wir alle in Gottes Hand,

immer! Tiefer kann keiner fallen. Und höher hinaus gelangt auch niemand.

Von diesem Gottvertrauen spricht Jesus in der Bergpredigt in wunderbaren Bildern. Sie haben diese Sätze bestimmt noch im Ohr, so schön, so anschaulich, so vertraut sind sie uns: „Sorgt nicht um euer Leben! Sorgt euch nicht einmal um das Lebensnotwendigste wie Essen, Trinken oder Kleidung. Wendet den Blick und seht die Vögel unter dem Himmel oder die Lilien auf dem Feld. Sie säen nicht, sie ernten nicht, und unser himmlischer Vater ernährt sie doch.“

Ich lasse mich von diesem Ton anstecken. Aber ich bin durch eine frühere Predigt zu diesem Text gewarnt, die ich vor etwa 35 Jahren bei einer Konfirmation gehalten habe. Was ich damals genau gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Nur an das kritische Echo meiner Lieblingskonfirmanden erinnere ich mich noch gut. Sie können sich dieses Echo fast denken, weil es auch ihr Echo sein könnte. Es klang ungefähr so: Sehr schön sei das alles gewesen, vielen Dank auch für die Segenswünsche. Aber in einem Punkt müssten sie widersprechen. Ohne Sorgen geht es im Leben nicht. Das Sorgen sei nötig. Um den Schulabschluss, um die Ausbildung, um einen guten Beruf, um die Gesundheit, um die Familie, ach, und immer so weiter. Die Sorgen werden kein Ende nehmen.

Ja, ich weiß. Ich weiß es, weil ich meine eigenen Sorgen doch kenne. Ach, ihr Kleingläubigen, redet Jesus seine Hörer an, und so hätte ich Sie vorhin, am Anfang meiner Predigt, auch beinahe angeredet. So hätte ich es diesen Konfirmanden gern noch hinterher gerufen, so spreche ich es jetzt kurz vor dem Amen Ihnen noch einmal zu:

Ihr Kleingläubigen, haltet doch nicht etwas fest, was ihr in Wahrheit los werden wollt. Jeder Tag hat seine eigene Plage. Aber der morgige Tag wird auch für das Seine sorgen. Den Zufälligkeiten entkommen wir nie, dem Glück aber und Gottes Segen auch nicht. Niemand kann seiner Lebensspanne eine einzige Elle zusetzen. Was uns bestimmt ist, kommt auf uns zu. Wer wir am Ende sein werden, wird sich herausstellen. Wann oder wie oder woran wir eines Tages sterben, bleibt solange ein Geheimnis. Sorgen ändern daran gar nichts.

Ob wir uns von ihnen aber auffressen lassen, ob sie unseren Blick verstellen dürfen, ob sie uns die Freude am Leben, ob sie uns den Lebensmut rauben dürfen, das bestimmen wir mit. Es gibt kein Gesetz, das festlegte, die einen seien zum Zurückbleiben bestimmt, die Anderen zum Gehen und erst die Dritten zum Ankommen. Es gibt stattdessen das Versprechen des Ankommens für jeden. Mit den Worten Jesu: „Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.“ An *diesen* Zu-Fall glaube ich gern. Diesen Zu-Fall des Reiches Gottes, den erhoffe ich für unsere Welt, für uns alle.

Noch aber ist nicht aller Tage Abend. Hören wir, ehe wir das Buch von Jenny Erpenbeck wieder zuschlagen, noch einmal auf die Mutter und auf ihren Sohn. „Ich habe Angst, dass alles verloren geht,“ bekennt sie. Nach ihrem Tod wacht er eine Woche lang morgens auf die Minute zur Todeszeit der Mutter aus dem Schlaf auf, immer um 4.17 Uhr. Er geht in die Küche, die Vögel beginnen zu singen, er hört auf ihre Melodien – aller Tage Abend und doch ein neuer Morgen. Er verschluckt sich an seinen Tränen, die Nase läuft ihm und er fragt sich – so der allerletzte Satz im Buch – „ob diese merkwürdigen Laute und Krämpfe wirklich alles sind, was dem Menschen gegeben ist, um zu trauern.“

Nun lasse ich ihn an so einem frühen Morgen einfach noch mal aus dem Küchenfenster schauen und dem Vogelgesang zuhören, in den ich die Jesus-Worte mische: „Seht die Vögel unter dem Himmel, seht die Lilien auf dem Feld. Unser himmlischer Vater ernährt sie alle. Sorgt nicht für morgen. Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat. Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das alles zufallen.“ – Einer, dem Jesus damals die Augen geöffnet hatte, bekannte betroffen: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben.“ So aber redet kein Kleingläubiger mehr. Uns sind die Sorge wie der Glaube ins Gesicht geschrieben. Als darum Jesus seinen Glauben sah, sagte er: „Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen.“ – Amen.

Andreas Seifert, Pastor i.R. - Pastor-Badenhop-Weg 15 - 30938 Burgwedel
Tel. 05139 – 89 63 82 - Mail: anre.seifert@t-online.de